

Nr. 11114. Wien, Sonntag, den 4. August 1895

Hanslick Edition: Hanslick in Neue Freie Presse
Herausgegeben von Michael Etienne und Max Friedländer

Eduard Hanslick

4. August 1895

1 Neue Bücher über Musik.

Ed. H. Vor Allem unsern wärmsten Glückwunsch an Herrn Nikolaus Oesterlein! Er ist es glücklich losgeworden, das fressende Kapital, sein „Richard- Wagner-Museum“. An dreißig Jahre lang hat der unermüdliche Enthusiast dafür gearbeitet, daran gesammelt, bis er in seiner bescheidenen Wohnung immer weiter zurückgedrängt, kaum mehr eine Schlafstelle fand zwischen den unermeßlichen Bergen von Zeitungen, welche irgend ein Witzwort Wagner's oder „eine Ansprache an das Orchester“ für die Ewigkeit aufbewahren. Nachdem er diesem kostspieligen Mittelding zwischen Sport und Götzendienst sein ganzes Vermögen geopfert hatte, mußte Herr Oesterleinwünschen, daß nun andere Hände es übernehmen und weiterführen möchten. Jedermann dachte zunächst an Bayreuth, die prädestinirte Stätte für ein Wagner- Museum. Aber dort liebt man es nicht, Geld auszugeben, sondern nur einzunehmen. Es erschien eine Broschüre: „Aufruf an die Wagnerianer“, welche mit angreifender Beredtsamkeit Beiträge für den Ankauf des Oesterlein'schen Museums forderte. Sie ruft „Zu“ und tummelt die alten Phrasen. neuen Thaten! Es handle sich um die gleichberechtigte Einfügung der Wagner'schen Sache in das altüberkommene Gefüge unseres Volkslebens“, „um die organische Verknüpfung der Wagner'schen Kunst als einer nothwendigenwichtigen Lebensäußerung des deutschen Volkes mit seinen anderen wichtigen Lebensäußerungen“. „Es gilt heranzutreten an die ganze Fülle und Macht des Bestehenden, an die verschiedensten Bildungsanstalten und Behörden, zuletzt an die obersten Gewalten des Staates selbst... Dann feiert All deutschland, nicht blos ein äußerlich ausgebreitetes, sondern ein inneresAll deutschland, in Bayreuthseine Eleusinischen Feste!“ Dieser schmetternde Unsinn scheint trotzdem keine namhaften Beiträge erzielt zu haben. Jetzt ist der Nothschrei der Broschüre antiquirt, denn ein reicher Bürger inThüringenhat bekanntlich die nöthige Summe unter der Bedingung gespendet, daß das Wagner-Museum in Eisenach aufgestellt und verwaltet werde. Dahin ist es denn auch glücklich abgegangen mit einem oder zwei Sternchen für die neueste Bädeker-Auflage. Als letzte eigene Arbeit hat Herr Oesterleinnoch den viertenBand seines Museum-Kata(logs 1895) dazu geliefert. „Es ist jetzt Ordnungin den Wirrwarr einer vergangenen großen Kunstbewegung gebracht worden,“ sagt er im Vorwort. Ordnung? Ich glaube, an Wirrwarr fehlt es noch immer nicht. Wenn Oesterlein's „Nachfolger in der Verwaltung“ die Sammlung in derselben systemlosen Vollständigkeit fortsetzen, so wird Eisenachsammt der Wartburg bald nicht Platz genug haben für den Coloß. Herr Oesterleinhält für unentbehrlich Alles, was mit Wagner's Person und Kunst zusammenhängt. Der Begriff „Zusammenhang“ ist aber weit, ja dehnbar bis zum Lächerlichen. Bei Oesterleinstreckt jedes Schlagwort tausend Polypenarme aus und packt das Allerentfernteste. Zum Beispiel: Wagnerdirigirt in Rigazu seinem Benefice die Oper „; ein interessantes biogra Normaphisches Moment. Der Theaterzettel mit Wagner's lobpreisender Empfehlung der

„Norma“ gehört unstreitig in das Museum. Aber Florimo's dickleibige „Memorie e lettere di Bellini“ gehören darum noch nicht hinein, ebensowenig die italienischen Kritiken übers Goldmark's „Königin von Saba“, in welchen „Wagnererwähnt wird“. Weil Wagner in Venedig gestorben ist, stellt Oesterlein drei italienische Werke über Venedig, zu 500, 594 und 558 Seiten in sein Museum! Die „Gedichte von Murad Effendi“ und das „Taschenbuch“ enthalten Verse an die Wart zum geselligen Vergnügenburg — mußten sie deshalb für das Wagner-Museum angeschafft werden? Wir finden ferner in dem neuen Kataloge „Tausend Jahre thüringischer Geschichte“, „Akustische Briefe von R. Pohl“, „Musikalische Winke und Lebensbilder von Elise Polko“, A. Grün's „Nibelungen im Frack“, Kopisch's Gedichte, Wolff's Gedichte, ein Schauspiel „Die Mauren“, in Spanien Luther's Leben von G. Pfizer, Mythologie der neun Werke über die alten Indier griechische Tragödie und vielen ähnlichen Ballast. Was wollen endlich all die Concertprogramme über Aufführungen'scher Com Lisztpositionen in dem Wagner-Museum? Die lustig fortströmende Vielschreiberei über Wagner — ein Dutzend Broschüren hat bereits die neueste Pariser „Tannhäuser“-Aufführung erzeugt — wird der Eisenacher Museums-Verwaltung heute schon genug nachzuschaffen geben, auch wenn sie strenger als Herr Oesterlein in der Auswahl verfährt.

Zu den willkommensten Novitäten gehören die „nebst Er Fünfzehn Briefe von Richard Wagner Erinnerungen und Erläuterungen von Eliza“ (Wille Berlin, Gebrüder Paetel, 1894). Das Landhaus des Ehepaars, Wille Mariafeld am Zürchersee, bildete in den Fünfziger- und Sechziger-Jahren ein Asyl schönster Geselligkeit. Außer Wagner, der nach seiner Flucht aus Dresden seinen Aufenthalt in Zürich genommen hatte, verkehrten daselbst Herwegh, Mommsen, Semper, Gottfried Keller, Moleschott. Wagner gab sich dort ungezwungen und meist heiterer Laune. Frau Wille, welche sein besonderes Vertrauen genoß, spricht mit Liebe und Verehrung von ihm, ohne seine Schwächen zu übersehen. Daß Wagner in Zürich schwere Leiden des Exils gekannt, erklärt sie für eine Fabel: „Der Verbannte, den Alle hochhielten, den Viele verehrten, lebte in der Sicherheit des eigenen Herdes und hatte Freunde, die für ihn eintraten. Einer war darunter (Wesendonk), der wol selten seinesgleichen findet.“ Im Mai 1864 traf ihn die Berufung nach München. Es ist ein bei Wagner nicht eben häufig vorkommender Zug von Dankbarkeit, daß er auch während seiner Münchener Glückperiode mit Frau Wille eine zeitlang im Briefwechsel blieb. Gar schwärmerisch schreibt er ihr über den jungen König: „Von der Herrlichkeit dieses Verhältnisses haben Sie keinen vollen Begriff!“ Aber ein starkes Selbstgefühl färbt durchwegs diese Hingebung. „Welcher Energie bedürfte ich, um meinen jungen Freund für immer seiner Umgebung zu entreißen!“ Wagner erinnert sich lebhaft eines Traumes in seinen Jünglingsjahren, daß er leibhaftig Shakespeare sehe und spreche und nur noch die Sehnsucht empfinde, zu sehen. „Etwas Aehnliches muß in diesem Beethoven lieblichen Menschen (dem König) vorgehen, wenn er!“ mich hat

Von hohem Interesse, doch ganz verschiedenen Charakters sind „Zwölf Briefe R.“. Wir danken ihre Veröffentlichung der fleißigen Wagner'schen August Röckel Schatzgräberin La Mara, welche in einem Vorwort uns über die Persönlichkeit und merkwürdigen Schicksale Röckel's unterrichtet. Die Briefe stammen aus der ersten Zeit von Wagner's Schweizer Exil und zeigen sein ganzes Wesen in exaltirter Verbitterung. Er hat sich tief in pessimistische Schriften hineingelesen und sendet seinem unglücklichen Freunde Röckel in dessen Festungshaft lange redselige Vorträge über Feuerbach'sche und Schopenhauer'sche Philosophie.

Ein sehr umfangreiches Werk, Glasenapp's Wagner-, erscheint jetzt in dritter, gänzlich neu bearbeiteter Biographie Auflage. Vorläufig ist der etwa 400 Seiten starke erste Band heraus; er umfaßt die Jahre 1813 bis 1843, reicht also von der Geburt Wagner's bis zu seiner Berufung an die Dresdener Hofoper. „Der höchste Lohn,“ heißt es im Vorwort, „bestand für den Verfasser darin, daß der die Leistung einer freundlichen und er Meister selbstmuthigenden Beachtung für werth hielt.“ Das glauben

wir gern, denn Herrn Glasenapp's Buch ist eine schrankenlose Vergötterung Wagner's, des Menschen wie des Künstlers. Die Biographie beginnt mit einer höchst weitschweifigen Geschichte von Wagner's Vorfahren. Auf Seite 18 ist der Verfasser endlich bei dem Vater Wagner's angelangt und sieht hier „den Durchbruch aus der erdrückenden Masse des Stofflichen unserer modernen Bildung in das freie Reich der künstlerischen Gestaltung in dem überragenden Künstlergeist Richard Wagner's mit dem Staunen tiefster Ergriffenheit sich vollziehen“. Das „Staunen tiefster Ergriffenheit“ gehört bekanntlich zu Wagner's stylistischem Hausgebrauch und ist so wie die „allerdeutlichste Bestimmtheit“ und Aehnliches bereits von allen Wagnerianern bis zum Ueberdruß abgenützt. Aber auch den athembeklemmenden Periodenbau hat Glasenapp dem „Meister“ abgesehen. Nachdem er uns die acht älteren Geschwister Richard Wagner's aufgezählt, fährt er fort: „Halten wir bei solcher Vergegenwärtigung des Wagner'schen Familienbestandes den Gesichtspunkt der darin sich kundgebenden Bedingungen für die Erzeugung des Genius aus seiner Mitte im Auge, so springt uns daraus in recht auffälliger Weise eine überaus sprechende Thatsache entgegen: das Inslebentreten der außerordentlichen Erscheinung stellt sich uns recht greifbar als das Endergebniß einer ganzen Reihe vorausgegangener Geburten dar, in deren stetiger Folge die Natur, wie zum Zwecke ihrer Hervorbringung durch das dazu erlebte Paar ihre Kräfte gleichsam geübt oder auch gesammelt und aufgespart hat. Ja selbst das anfängliche Vorwiegen männlicher, dann aber fast ausschließlich weiblicher Geburten will uns im Hinblick auf die so ausgesprochen männliche Natur des Richard Wagner'schen Genius durchaus bedeutsam erscheinen.“ Durchaus bedeutsam erscheint Herrn Glasenapp an dem kleinen Richardallerlei, was jeder andere Junge auch treibt: Hosengerreißen, auf dem Treppengeländer hinabgleiten, einen verlaufenen Hund mit nach Hause nehmen, in der Küche die Coteletten anbeißen und dergleichen Genieblitze mehr. Für diese Erinnerungen aus Richard's Kinderzeit findet Herr Glasenapp in seiner tiefsten Ergriffenheit die sinnige Bezeichnung, es seien „Schmetterlinge mit abgestreiftem Flügelstaub“! Auch geheimnißvolle chronologische Beziehungen weiß er auf Schritt und Tritt aufzufinden, zum Beispiel daß der Vater Richard Wagner's mitten in der sommerlichen Höhe des Beethoven-Jahres 1770 geboren wurde, daß die erste Dresdener Aufführung von Weigl's „Schweizerfamilie“ am fünften Geburtstage Richard Wagner's stattfand, daß dieser seinen neunten Geburtstag um die Zeit feierte, als C. M. Webersich zur Composition der „Euryanthe“ anschickte. Alles höchst bedeutungsvoll!

Endlich ist der Verfasser mit den Knabenjahren fertig und spricht die Hoffnung aus, „das Außerordentliche der Erscheinung des Genius bereits in seiner frühesten Entwicklung überzeugend vergegenwärtigt zu haben“. Von der Leipziger Universitätszeit Wagner's erfahren wir nicht viel mehr, als daß er „von der Gelegenheit, sich durch philosophische und ästhetische Collegien zu bilden“ wenig profitirte. Hingegen „habe er bei Cantor Weinlig den Contrapunkt und dessen schwierigste Aufgaben in weniger als einem halben Jahre spielenderlernt.“ Demnach muß der alte Weinlig wirklich ein Wundermann gewesen sein. In Würzburg 1833 componirt Wagner seine erste Oper „Die Feen“ und überreicht sie dem Leipziger Theater. Glasenapp donnert gegen die „bornirte Schrullenhaftigkeit“ dieser Theater-Directon, welche neue Oper „Auber's Der Maskenball“ dem Erstlingswerk des jungen Wagnervorzog. Dieser kommt als Musikdirector nach Magdeburg, dann nach Königsberg, wo er die schöne Schauspielerin Minna Planer heiratet. „Kein Zweifel,“ sagt Glasenapp, „daß er wirkliche Liebe auch unter den schwierigsten Verhältnissen ihr bewahrt hat.“ Wer von den einsamen letzten Jahren dieser armen Frau Kenntniß hat, muß über so kühne Behauptung staunen. Einen breiten Raum füllt nach Fug und Recht Wagner's erster Aufenthalt in Paris. Die Schriften von Laube, Heine, Fr. Pechtund von Wagner selbst haben dafür das beste Material geboten. Herrn Glasenapp ganz allein gehört jedoch der Eingang: „Es gibt einen Vorgang, der sich mit Wagner's dreijähriger erster Pa-

riser Periode vergleichen läßt: Auf Luther'senthalt in Rom! Hier wie dort ward die Zerstörung des guten Glaubens eines deutschen Idealisten zum Ausgangspunkt einer reformatorischen That.“ Für Herrn Glasenapp hat ein „Musikdrama“ dieselbe weltgeschichtliche Bedeutung wie die Reformation und Wagnermindestens die gleiche Charakterstärke wie Luther. Ein Unterschied, auf den Glasenapp vergißt, besteht nur darin, daß Wagnerspäter doch wieder nach dem musikalischen Babelpilger und den verachteten Parisern seinen „Tannhäuser“ französischvorführte, während von Luthernicht bekannt ist, daß er nach seinem Bruch mit dem Papstthum sich neuerlich nach Rombegeben und dort Messe gelesen habe. In dem Capitel Parismußte für unseren Biographen der Name ein Stein des Anstoßes werden. Durch Meyerbeer materielle Unterstützung und zahlreiche Empfehlungen wurde Meyerbeerin Parisbekanntlich Wagner's Wohlthäter, was dieser auch niemals leugnete. „Lassen Sie doch,“ schrieb er an R. Schumannnach Leipzig, „Meyerbeernicht mehr so herunterreißen: dem Manne verdank' ich Alles!“ Meyerbeer's allmächtiges Fürwort hat die erste Aufführung des „Rienzi“ in Dresdenbewirkt und dadurch mittelbar Wagner's Ernennung zum Hofcapellmeister; auch in Berlin war die erste Aufführung des „Rienzi“ Meyerbeer's eigenstes Werk. Das sind historische Thatsachen, ebenso wie die späteren maßlosen Angriffe Wagner's gegen Meyerbeer. Ein anständiger Biograph durfte hier bei aller Vorliebe für Wagner der Wahrheit nicht ins Gesicht schlagen; er durfte nicht die Undankbarkeit des Einen verherrlichen und das werkthätige Wohlwollen des Anderen verhöhnen. Nicht Wagner's späterer Undank, im Gegentheil nur seine frühere Ergebenheit gegen seinen Wohlthäter findet Herr Glasenappeiner Entschuldigung bedürftig. „Der junge Künstler hatte ja noch Vielesan sich selbst zu erleben, bis er zu einem vorurtheilslosen und unbestochenen Urtheil über den wahren Werth des großen Opernmusikkönigs gelangte.“ Dieser war nur „ein kalter Speculant, über dessen wahre Gesinnung Wagnerschon aus dem Grunde sich immer wieder täuschen mußte, weil er zu ihrer richtigen Beurtheilung in seinemInnern auch nicht den mindesten Maßstab fand“. Meyerbeerbabe Wagner stets nur dahinempfohlen, „wo er eine Erfolglosigseiner Empfehlungkeit mit Bestimmtheit vorkonnte“! Genug. Eine solche Gemüthsroheit,aussehen wie sie Glasenappin diesem auf Haß und Lüge aufgebauten Urtheil über Meyerbeerbekundet, ist uns selten begegnet. Nicht nur der Historiker, auch der Mensch Glasenapperregt unsern Widerwillen. Ja, rufen seine Anhänger, mußte denn Wagnerdie Musik Meyerbeer's loben, weil er ihm persönlich Dank schuldete? Gewiß nicht. Wir lassen hier die Compositionen Meyerbeer's, über die Wagnernach Belieben denken mochte, völlig beiseite. Nichts nöthigte ihn, sie zu loben, wie er anfangs (siehe Lippmannsohn's Autographen- Katalog) mit demüthiger Schmeichelei gethan; aber noch weniger war er später gezwungen, Meyerbeeröffentlich zu verunglimpfen, wie er es in seinem „Judenthum in“ gethan. Natürlich erfreut Herr der Musik Glasenapp seinen Leserkreis auch reichlich mit den ausgesuchtesten antisemitischen Delicatessen. Er rügt es, daß Wagnerin seinem Aufsätze „De la musique allemande“ Meyerbeerals Deutschenbehandelt hat. „Der physiologische und ethnologische Gegensatz zwischen deutschem und jüdischem Wesen war dem siebenundzwanzigjährigen Künstler eben noch nicht in voller Klarheit aufgegangen.“ wird mit Heine Gänsefüßchen ein „deutscher“ Dichter genannt, „eine vollends un Mendelssohn-Bartholdy deutsche Erscheinung“, der berühmte Schauspieler erscheint mit Dessoir eingeklammertem „Dessauer“ und dem angehängten Spottruf: „Ex orientelux!“

Genug von dieser widerwärtigen Parteischrift. Wenn ich nicht irre, war es L. Ehler, der die erste Auflage derselben mit dem Ausspruche abgefertigt hat, man lese auf der ersten Seite, daß Herr Glasenappkein Musiker, auf der zweiten, daß er kein Biograph ist. Dieses Urtheil bleibt auch für die neueste Umarbeitung aufrecht.